

Aufbruch, Emanzipation, Protest und Pragmatismus – die spannenden 1970er



1. Tafel

1.1. Bereichstext

"1968" und die Studentenrevolte stehen gerade in der Universitätsstadt Marburg für eine Aufbruchsbewegung - weit über die Hochschule hinaus. So rücken auch Fragen von Selbstbestimmung und Selbstständigkeit, Heimerziehung und Emanzipation von Menschen mit Handicaps auf die Tagesordnung und machen die 70er Jahre zu äußerst bewegten Zeiten.

An der blista protestieren Schüler und Eltern. Sie sagen „Nein!“ zu dem geplanten „Zentralbau mit Kegelbahn und Kiosk“ auf dem Gelände und beeinflussen damit bis heute das aktuelle Internat-Konzept mit über ganz Marburg verteilten Wohngruppen.

Die aus den USA importierte Idee von systematischen Schulungen für Orientierung, Mobilität und lebenspraktische Fähigkeiten unterstützen diese Entwicklung. Der Langstock wird auch in Marburg weiterentwickelt. Und die blista trifft für die Carl-Strehl-Schule weitreichende Entscheidungen.

1.2. Foto „Frau am Bahnhof“ und Sammlung von Langstöcken

Der Langstock - DAS Hilfsmittel zur selbständigen Fortbewegung für Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung.

1.3. Wortwolke

Selbstbewusstsein – Selbstbestimmung – Aufbruch – Mobilität – Emanzipation – Schülerprotest - Sehbehinderung - Zentralbau – Elternprotest – Pragmatismus - Wohnen in der Stadt – Langstock – Selbständigkeit - Individuelle Förderung - blista Medienzentrum - Identität

2. Exponate

2.1. Exponat: Führhund mit Geschirr

Mobilitätshilfe mit Seele: Über 2.500 Blindenführhunde sind in Deutschland im Einsatz.

2.2. Exponat: 3x Wasserfloh (optisch, taktil und kontraststark)

Chancengleich Lernen: Lehr- und Lernmittel für blinde und sehbehinderte Schülerinnen und Schüler

2.3. Exponate: Elektronische Hilfsmittel aus dem Bereich Orientierung und Mobilität

Erfindergeist prägt Innovationen: Elektronische Hilfsmittel aus dem Bereich Orientierung und Mobilität

2.4. Exponat: Kubus mit Protestzetteln

Schwer umstritten: Der geplante Zentralbau auf dem blista-Schulgelände. Zehn ausgewählte Zitate skizzieren die Auseinandersetzung um den Zentralbau.

(Die Texte zu den Pro- und Contra-Meinungen zum Zentralbau finden sich unter 3.5)

2.5. Exponat: Taktile Stadtplan von Marburg

6m²: Taktile Plan des gesamten Marburger Stadtgebiets.

2.6. Exponat: Ampel

Lichtzeichensignalanlage mit Zusatzeinrichtungen für Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung

2.7. Exponat: Rippen- und Noppensteine

3. Höreinheiten

3.1. Einleitung und Exponate

"1968" und die Studentenrevolte stehen gerade in der Universitätsstadt Marburg für eine Aufbruchsbewegung - weit über die Hochschule hinaus. So rücken auch Fragen von Selbstbestimmung und Selbstständigkeit, Heimerziehung und Emanzipation von Menschen mit Handicaps auf die Tagesordnung und machen die 70er Jahre zu äußerst bewegten Zeiten.

An der blista protestieren Schüler und Eltern. Sie sagen „Nein! “ zu dem geplanten „Zentralbau mit Kegelbahn und Kiosk “ auf dem Gelände und

beeinflussen damit bis heute das aktuelle Internat-Konzept mit über ganz Marburg verteilten Wohngruppen.

Die aus den USA importierte Idee von systematischen Schulungen für Orientierung, Mobilität und lebenspraktische Fähigkeiten unterstützen diese Entwicklung. Der Langstock wird auch in Marburg weiterentwickelt. Und die blista trifft für die Carl-Strehl-Schule weitreichende Entscheidungen.

In diesem Abschnitt der Ausstellung, in dem das Thema „Mobilität“ eine große Rolle spielt, erwartet Sie links von dieser Höreinheit zum Einstieg in die Themeninsel das Modell eines Blindenführhunds mit Führgeschirr. Er steht auf dem Boden. In der dazu passenden Höreinheit bekommen Sie 10 Tipps, wie Sie mit dieser ganz besonderen Mobilitätshilfe umgehen können.

Auf der Ablagefläche links dieser Höreinheit finden Sie das stark vergrößerte, taktile Modell eines Wasserflohs. Lernmaterialien dieser Art nahmen seit den 1970er Jahren eine immer wichtigere Rolle ein, insbesondere im Zuge der Öffnung der Schule für sehbehinderte Schülerinnen und Schüler.

Rechts der Höreinheit zeigt die Wand als nächstes ein großformatiges Bild aus den 1970er Jahren. Es zeigt eine junge Frau. Sie hat dunkle, mittellange Haare und ist sommerlich gekleidet. Dynamisch geht sie am Bahnhof die Treppe zu den Gleisen 2 und 3 hinauf und befindet sich unmittelbar vor der letzten Stufe. In ihrer rechten Hand hält sie, den Arm auf Schulterhöhe leicht angewinkelt, ihren weißen Langstock am Griff. Der Langstock zeigt vor der Körpermitte senkrecht nach unten. Seine Spitze kündigt ihr mit dem nächsten Schritt die letzte Stufe und somit das Ende der Treppe an.

Links und rechts von diesem Bild hängen in Brusthöhe unterschiedliche Langstöcke zum Anfassen. Die Modelle sind chronologisch geordnet. Ganz links finden Sie die Urtypen, darunter die eine oder andere Eigenkonstruktion. Am rechten Rand hängen moderne, mehrteilige Langstöcke, die sich zusammenklappen oder -schieben lassen.

Nun folgt eine zweite Höreinheit. Auf der Wand darüber ist eine sogenannte „Wortwolke“ platziert, die folgende Begriffe nennt: Selbstbewusstsein, Selbstbestimmung, Aufbruch, Mobilität, Emanzipation, Schülerprotest, Sehbehinderung, Zentralbau, Elternprotest, Pragmatismus, Wohnen inmitten der Stadt, Langstock, Selbständigkeit, Individuelle Förderung, blista-Medienzentrum, Identität.

Auf der sich rechts anschließenden Fläche lernen Sie ausgewählte elektronische Hilfsmittel aus dem Bereich Orientierung und Mobilität kennen, die einem blinden oder sehbehinderten Menschen beispielsweise Orientierung geben und vor Kollisionen im Oberkörper- oder Kopfbereich schützen sollen.

Auch auf der gegenüberliegenden Wand finden sich zwei Exponate. Hier steht zum einen ein symbolisches Modell des geplanten Zentralbaus in Form eines Kubus mit den Maßen 60cmx60cmx180cm. An ihm sind in Punkt- und Schwarzschrift Pro- und Kontra-Aussagen befestigt, die die lebhafteste Diskussion der damaligen Zeit sichtbar machen. Links daneben hängt der taktile und über 6m² große Stadtplan der Stadt Marburg. Er enthält Markierungen der heutigen, über das gesamte Stadtgebiet verteilten, mehr als 40 Wohngruppen der blista.

Weiterhin finden Sie in dieser Themeninsel eine akustische Ampel, deren Funktionsweise wir erläutern. Die erste ihrer Art wurde 1963 am Marbacher Weg in Marburg installiert und trat von dort aus ihren deutschlandweiten Siegeszug an.

3.2. Die Carl-Strehl-Schule öffnet sich

Die blista hat als „Blindengymnasium“ immer auch Schülerinnen und Schüler unterrichtet, die über ein (funktional) im Alltag einsetzbares Sehvermögen verfügten, obwohl sie sozialrechtlich als „blind“ eingestuft waren. Dies wurde im Lehrbetrieb nur unzureichend und ungeplant berücksichtigt.

Dies änderte sich zum Schuljahr 1978/79: Mit offiziellem Auftrag der Kultusministerkonferenz der Länder und des Hessischen Kultusministeriums

nahm die blista erstmals junge Menschen auf, die nach den sozialrechtlichen Bestimmungen als „sehbehindert“ galten. Dies wandelte den Charakter der Schule enorm. Das Kollegium diskutierte intensiv die Fragen „Was wird unterrichtet?“ (Didaktik) und „Wie wird unterrichtet?“ (Methodik). Ein schulisches Medienzentrum wurde gegründet, um Lernmaterialien so zu entwickeln, dass sie den Wahrnehmungserfordernissen von jungen Menschen mit sehr unterschiedlichen Sehvermögen gerecht werden. Ein Beispiel hierfür ist das ausgestellte taktile Modell eines Wasserfloh. Die Lehrkräfte bauten ihre speziellen Qualifikationen nach und nach aus. Neben internen Fortbildungen bildete sich eine Reihe von „Multiplikatoren“ an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg im Rahmen des Studiums der Blinden- und Sehbehindertenpädagogik weiter und wirkte so in das Kollegium hinein. Es herrschte Aufbruchsstimmung.

3.3. Was sind taktile Pläne?

Will man Menschen mit Blindheit komplexe Zusammenhänge veranschaulichen, die größer sind als der Tastraum einer Person, so sind taktile Materialien, Medien und Markierungen eine unverzichtbare Hilfe. Sie bringen blinden Nutzern ein Stück Welt näher, machen es begreif- und verstehbar. Für Menschen, die sich optisch noch etwas orientieren können, setzt man in taktilen Karten zusätzlich gut unterscheidbare, kontrastierende Farben ein und macht so ein optimales, visuelles Angebot, das auch für Sehende attraktiv ist.

Die Erstellung taktiler Materialien ist eine eigene Fachlichkeit. Immer wieder müssen die Gestalter genau überlegen, welche Informationen fühlbar gemacht werden müssen und auf welche man verzichten kann. Die Herausforderungen sind vielfältig. Zum Beispiel sollten Markierungen einheitlich gestaltet sein. Zudem benötigen tastende Finger stets Zwischenräume, um Fühlbares differenziert wahrnehmen zu können. Der Maßstab orientiert sich an der Menge der Informationen und kann variabel gewählt werden.

Der hier ausgestellte taktile Marburger Stadtplan benötigt eine Fläche von mehr als 6m². Er besteht aus 19 Detailplänen im Maß von 56 cm x 37 cm. Für den Gebrauch unterwegs ist ein solcher Plan, im Unterschied zur faltbaren Karte für die Westentasche, natürlich nicht geeignet – und auch nicht gedacht. Er kommt vielmehr im Rahmen der Vorbereitung zu Hause zum Einsatz, wenn zum Beispiel ein Ausflug in noch wenig bekannte Bereiche der Stadt geplant wird. Wo werde ich unterwegs sein? Wie weit ist der Weg? Wo ist mein Ziel? Welche Straßen muss ich überqueren? Fragen wie diese lassen sich mit Hilfe des Plans im Vorfeld gut klären. Auf diesem Plan haben wir zusätzlich alle Adressen markiert, an denen sich Wohngruppen der blista befinden.

3.4. Die Internatskonzeption der blista

Schon im Gründungsjahr der blista wurden die Bereiche Rehabilitation, Bildung und Wohnen konzeptionell zusammen gedacht. Der erste Standort in der Wörthstraße 11 (heute: Liebigstraße 11), bot zugleich einzelne Zimmer für blinde Studierende, die der Unterstützung bedurften. Später wuchs die Zahl der Internatsplätze auch durch die Anmietung weiterer Gebäude in der Nähe des neuen Schulgeländes „Am Schlag“. Mitte der 1950er Jahre wohnten 130 Schülerinnen und Schüler an der blista. Die ersten „Selbständigen Wohngruppen“ wurden 1974 im Haus Sauers Gässchen 1, am Weinberg und in der Liebigstraße realisiert. Sie waren eine Keimzelle für den Protest, der sich zwei Jahre später am geplanten Neubau eines Zentralbaus mit etwa 200 Internatsplätzen, Kegelbahn, Kiosk und Speisesaal entzündete und zu intensiven argumentativen Auseinandersetzungen führte. Die Pläne für den Neubau wurden nach langem Ringen schließlich ad acta gelegt. Das neue, dezentrale Wohnkonzept des damaligen Internatsleiters Kurt Senne etablierte sich in der Folgezeit. Es sah drei Wohnformen vor: die „Zentralen Wohngruppen“, die „Außenwohngruppen“ und die „Selbständigen Wohngruppen“. Alle Wohnformen wurden mit Jungen und Mädchen gemischt belegt.

Die regelmäßige Überprüfung und Weiterentwicklung des Wohnkonzepts gehörte zu seinem Grundverständnis. Beispiele für Neuerungen aus der

jüngeren Vergangenheit sind die Einführung altersheterogener Gruppen, eine Ganzjahreswohngruppe für Schülerinnen und Schüler, die auch in den Ferien in Marburg bleiben, sowie der Aufbau einer Wohngruppe für junge Auszubildende, die auch die Berufsschule der blista besuchen. Wie bereits in der Gründerzeit, so umfasst das Wohnkonzept der blista auch heute ein Angebot für Menschen, die von plötzlichem Sehverlust in Folge von Krankheit oder Unfall betroffen sind und eine Blindentechnische Grundrehabilitation absolvieren.

3.5. Pro- und Contra Zentralbau

Zehn ausgewählte Zitate sollen die Auseinandersetzung um den Zentralbau skizzieren:

„Es kann nicht sein, dass Schüler, nur weil sie blind sind, in einem Ghetto leben müssen.“ (Geflügelter Slogan innerhalb der Schülerschaft)

Fest steht, daß es eine Größenordnung von 80 geben muß, um die Wirtschaftlichkeit zu gewährleisten, nach oben besteht keine Beschränkung. Eine Bettenzahl von 100 bis 120 ist zulässig, wenn man den humanitären Charakter erhalten will. Es kommt auf den Architekten an, ein Ghetto zu vermeiden.

(Auszug aus einem Vorstandsprotokoll vom 12. Juli 1977)

„Zum Wohnen nie wieder zurück aufs Gelände, denn das „Delirium“ (Kneipe in der Marburger Oberstadt) macht doch erst um 02:00 Uhr nachts zu.

Nachtwachen und Pförtner können wir nicht gebrauchen.“

(Rudi Ullrich, damals in der Schülersvertretung aktiv)

„Wir treten für flexible Lösungen ein, die den zukünftigen Entwicklungen Rechnung tragen können.“ (Auszug aus einer Elternresolution vom 19. Februar 1977)

„Alles unter einem Dach zu haben ist doch ziemlich praktisch. Alles ist in meiner Nähe – Kegelbahn, Kiosk, meine Freunde, mein Zimmer.“ (Eine Schüler-Stimme für den geplanten Zentralbau)

„Es ist nicht davon auszugehen, daß unsere Schüler das selbstverständliche Bedürfnis empfinden, Außenkontakte aufzubauen. Viele gehen bereits heute, auch wenn sie es können, nur selten vom Heimgelände in die Stadt. Das große Heim mit seinem größeren Angebot an Kontakten unter Gleichartigen wird diese Tendenz fördern. Für viele Schüler wird das wichtige Übungsfeld des Schulwegs entfallen. Damit entfällt zugleich auch die sinnliche Wahrnehmung des öffentlichen Lebens. Mangels notwendiger Übung werden die Erfolge des Mobilitätstrainings gefährdet, zumindest aber das Erlernte nicht weiter ausgebaut.“ (Auszug aus dem sogenannten „Senne-Papier“, indem der damalige Heimleiter Kurt Senne die Notwendigkeit eines dezentralen Wohnkonzepts begründete)

„Bekanntlich ist die Wohnsituation der meisten unserer Schüler nicht anders als katastrophal zu nennen. Die räumliche Enge ist bedrückend. Es kommt hinzu, daß viele Häuser und Räume ausgesprochen baufällig sind. Die sanitären Anlagen und das Mobiliar entsprechend zum Teil nicht einmal den Standard in Notunterkünften. Diese unerträgliche Zustand wird zweifelsohne durch den geplanten Neubau wesentlich verbessert.“
(Weiteres Zitat von Kurt Senne)

„Der geplante Neubau wird die Gestalt des Anstaltsgeländes wesentlich verändern. Die aus einer Unterschriftenaktion von Nachbarn entstandene Interessensgemeinschaft gegen die Errichtung des geplanten Neubaus hat auf den umweltverändernden Charakter des Baus für das gesamte Viertel hingewiesen. Ohne mich mit den Interessen dieser Gruppe, die sicherlich eher das Privatwohl als das Gemeinwohl im Auge hat, in irgendeiner Weise zu identifizieren, halte ich nicht alle umweltorientierten Argumente für unbegründet.“ (Weiterer Auszug aus dem „Senne-Papier“)

„Zu den besonderen Nachteilen eines Zentralbaus zählt die institutionelle Abgeschlossenheit einer Minderheit, wie sie Blinde darstellen. Die relative Isolation von der andersartigen Umwelt verstärkt in hohem Maße gruppentypische Verhaltensweisen. So werden in der sozialen Isolation gesellschaftliche Rollen verstärkt und festgeschrieben.“ (Auszug aus dem „Senne-Papier“)

„Jedes Leben im Heim stellt eine Sonderform jugendlicher Existenz dar. Der geplante Heimneubau aber schafft eine besonders atypische Wohnsituation. Der Zusammenschluß von 200 gleichartig Behinderter kann so zur traumatischen Erfahrung werden.“ (weiteres Zitat aus dem „Senne-Papier“)

3.6. O-Ton von Dennis Cory zu Orientierung und Mobilität

Die Idee einen Langstock als Hilfsmittel für eine sichere Orientierung und Mobilität zu nutzen bzw. Menschen mit Blindheit systematisch darin zu unterweisen, dieses neue Hilfsmittel effektiv und gewinnbringend einzusetzen hatte der Amerikaner Richard Hoover, ein Lehrer der Blindenschule in Maryland, sich der schon während des II Weltkriegs als Pädagoge um Soldaten kümmerte, die ihr Sehvermögen im Krieg verloren hatten. Nach dieser Erfahrung wurde er Augenarzt.

So hieß der Langstock auch zunächst Hoover cane.

Bereits in den frühen 60er Jahren erfolgte die Akademisierung der der Ausbildung der Orientierungs- und Mobilitäts (O&M) Trainer und 1964 rief der damalige US Präsident Lyndon B. Johnson für den 15.- Oktober den „Tag des weißen Stocks“ ins Leben, der 1969 von den Vereinten Nationen als internationaler Tag des weißen Stocks proklamiert wurde.

In Europa gab es Anfang der 50er Jahre in den Niederlanden (W.J.J.Koymann nach seinem Besuch bei dem Kriegsblindenzentrum in den USA) erste Ansätze des „Langstocktrainings“ und 1966 wurde mit Unterstützung des Amerikaners Stanley Suterko in Birmingham in England das Midland Mobility Centre gegründet.

Hans Erich Kiefner, ein Blindenoberlehrer der hessischen Blindenschule in Friedberg nahm 1969 an der letzten von drei Einführungskursen in O&M teil, die von der American Foundation for the Overseas Blind (AFOB) - heute Helen Keller International – in Paris angeboten wurden. An verschiedene Stellen wurde die neue Idee aufgegriffen und die anfänglich große Skepsis wich mehr und mehr der wachsenden Akzeptanz.

1973 kam es, entwickelt von Erich Kiefner und Lisa Lühmann (Hamburg) mit Unterstützung der AFOB (Jeanne Kenmore und Stan Suterko) und unter der Schirmherrschaft des Verbandes für Blinden- und Sehbehindertenpädagogik in Timmendorfer Strand zum ersten O&M Trainer Lehrgang in Deutschland.

Es nahmen je ein oder zwei Teilnehmer von jeder Blindenschule in der Bundesrepublik (außer Hannover, Lebach und Neuwied) und von der Blindenschule Wien teil. Zwei der Teilnehmer waren die blista Mitarbeiter Jochen Fischer und Dennis Cory. Jochen Fischer war frühzeitig von den Vorteilen des neuen Hilfsmittels überzeugt.

1974 entsandte der damalige Direktor der blista Hans Heinrich Schenk Jochen Fischer und seine Frau Beatrice nach Birmingham zur Ausbildung als O&M Trainer.

Gleichzeitig wurden der blista Mitarbeiter Pamela und Dennis Cory beurlaubt, um mit seiner Frau Pamela in Ihrer Heimat den USA an Ausbildungsprogrammen in O&M bzw.- Lebenspraktischen Fähigkeiten (LPF) teilzunehmen.

Mit der Rückkehr von Fischers (1975) und Corys (1976) war die blista die erste Spezialeinrichtung in Deutschland die für ihre Schüler und Rehabilitanden qualifizierte Experten in den Rehafeldern O&M und LPF verfügte.

Die Gründung des Mobilitätszentrums erfolgte 1975 in einem Klassenzimmer der Carl-Strehl-Schule war die Geburtsstunde der heutigen Rehabilitationseinrichtung.

Nahezu selbstverständlich ist es, dass das neue Wissen im Rahmen von ersten, zuerst 3 monatigen, ab 1977 schon 6 Monate dauernden Kursen zu O&M Lehrern weitervermittelt wurde. 1979 wurde der erste Kurs für LPF Lehrer durchgeführt. Somit war die blista 1975 die erste Ausbildungsstätte für O&M Lehrer und 1979 für LPF Lehrer in Deutschland.

Corys und Fischers verließen die blista 1979 bzw. 1980 und in Hamburg entstand das Institut für Rehabilitation und Integration Sehgeschädigter (IRIS), eine weitere Ausbildungseinrichtung für O&M und LPF.

Dank der sich mehr und mehr entwickelnde Professionalisierung wurde auch den spezifischen Bedürfnissen von Menschen mit Sehbehinderung zunehmend mehr Rechnung getragen.

Es ging nun darum den Gebrauch des vorhandenen Sehvermögens zu schulen und zu optimieren, anstatt Menschen mit Sehbehinderung mit Blindentechniken anzubieten.

Wurden die Langstöcke anfangs noch aus europäischen Nachbarländern importiert kam es durch den Marburger Hans Wenz schon bald zu ersten eigenen Produkten. Das heute vielfältige Hilfsmittellangebot umfasst Langstöcke unterschiedlicher Konzeption und aus verschiedenen Materialien und auch die Palette der Stockspitzen ist umfangreich was die Größe, das Material und die Eigenschaften betrifft.

Vor dem Zeitalter des Langstocks waren es ausschließlich Führhundhalter, die sich unabhängig fortbewegen konnten.

Heute ist es nahezu schon eine Selbstverständlichkeit, dass Menschen mit Blindheit oder Sehbehinderung mit dem Langstock selbständig und selbstbestimmt am Straßenverkehr und am öffentlichen Leben teilnehmen.

Neben dem Hilfsmittel Langstock wurden in den letzten Jahrzehnten zudem immer wieder elektronische Hilfsmittel entwickelt, die rechtzeitig vor Hindernissen im Kopf und Oberkörperbereich warnen.

Der Einsatz unterschiedlichster Technik, z.B. durch akustische Ampeln, Bodenindikatoren und Informationssysteme im Verkehrsraum kann die O&M von Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung sehr unterstützen, vorausgesetzt man installiert diese Hilfen.

Und die Nutzung von GPS gestützten Informationen zur persönlichen Orientierung ist ein ganz großes Thema, dessen praktische weitreichende

Bedeutung durch die Nutzung von Smart Phones noch lange nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann.

Trotz aller technischen Unterstützung ist der Langstock nach wie vor und voraussichtlich noch für viele Jahre das primäre / wichtigste Hilfsmittel für die selbständige und sichere Fortbewegung von Menschen mit Blindheit und Sehbehinderung.

3.7. Ampeln für Blinde

Sich nicht-sehend mit dem Langstock zu orientieren und fortzubewegen führt in der Regel nur dann zum Ziel, wenn der Nutzer in der Lage ist, eine Straße sicher und selbständig zu überqueren. Insbesondere an Ampeln, im Straßenverkehrsfachdeutsch Lichtsignalanlage (LSA) genannt, ist eine sichere Straßenüberquerung für Menschen mit Blindheit nur sehr schwer und an komplexen Kreuzungen oft gar nicht möglich. Hier helfen Zusatzeinrichtungen, um jene drei Faktoren zu bestimmen, die für die Überquerung einer Ampel nötig sind: Der Überquerungsort, die Überquerungsrichtung und der Überquerungszeitpunkt.

Im ersten Schritt helfen der permanente Pilot-Ton oder ein taktil spürbares Pflaster dabei, den Überquerungsort (=Ampelpfosten) zu finden. Der hier installierte Taster erlaubt die Anforderung des Freigabesignals, das Grün für Fußgänger. Das zusammen mit der Fußgängergrünphase einsetzende akustische Signal gibt den Überquerungszeitpunkt an und hilft, in Verbindung mit dem Signal auf der anderen Straßenseite, auch dabei die Überquerungsrichtung einzuhalten. Neben dem akustischen Freigabesignal umfassen Zusatzeinrichtungen oft auch ein taktileres Signal und manchmal eine fühlbare Information für die Überquerungsrichtung.

Alles in allem eine geniale Erfindung, die in Marburg eine Selbstverständlichkeit ist, in vielen anderen Städten nach wie vor die Ausnahme darstellt. Gäbe es keine akustischen Ampeln, man müsste sie sofort erfinden! Denn auch ältere Menschen und Kinder nutzen die Zusatzeinrichtung oft, um sicher über die Straße zu kommen, Sie auch?

Übrigens: Die erste akustische Ampel in Deutschland wurde 1963 in Marburg installiert.

3.8. Was sind Lebenspraktische Fähigkeiten?

Wie stelle ich sicher, dass meine Socken zusammen passen? Wo sind meine Sportklamotten? Wie finde ich meinen Schulrucksack? Die systematische Förderung der Selbständigkeit der Schülerinnen und Schüler, die mit der Entwicklung der blista Internatskonzeption zu einem mehrstufigen Wohnkonzept im Stadtgebiet von Marburg eng verknüpft ist, umfasst nicht nur das Thema Orientierung und Mobilität. Auch die Schulung der Lebenspraktischen Fähigkeiten (LPF) gewann an Bedeutung.

Eine LPF Schulung verfolgt das Ziel, Menschen mit Blindheit oder Sehbehinderung in die Lage zu versetzen, alltägliche Aufgaben und Tätigkeiten im häuslichen Bereich eigenständig zu erledigen. Dazu werden spezielle Techniken, Methoden und Strategien vermittelt und angemessene Lösungsmöglichkeiten gemeinsam entwickelt und erarbeitet. Der Unterricht orientiert sich an den Wünschen und Erfahrungen und baut auf den persönlichen Fähigkeiten und Vorkenntnissen auf.

Eine Schulung kann, je nach Bedarf, folgende inhaltliche Schwerpunkte umfassen: die selbstständige Haushaltsführung, die Bedienung von Küchengeräten, den Umgang mit Hitze, Körperpflege und Kosmetik, das Erlernen von Druck- und Schreibschrift, Hand- und Maschinennähen, häusliche Reparaturarbeiten und Hobbys, die Beratung zur Gestaltung von Wohnräumen und Küchen und geeigneter Küchen- und Haushaltsgeräte.

In der Summe: All das, was junge Menschen benötigen, um nach der Schulzeit das private und alltägliche Leben selbständig zu meistern.

3.9. „Mein erster Langstock“

Es ist für viele wahrscheinlich kaum vorstellbar, aber es gab sie tatsächlich: Die Zeit vor dem Blindenlangstock.

1966, also vor 50 Jahren, betrat ich erstmals den Boden der Blindenstudienanstalt. Damals gab es im Rahmen der sog.

„blindentechnischen Grundausbildung“ zwar ab und zu auch einmal eine Stunde, die man heute als „Mobilitätstraining“ bezeichnen würde. Aber eigentlich wurden wir damals in erster Linie dafür sensibilisiert, zur Orientierung unser Gehör einzusetzen.

Ein spezielles Training mit dem weißen Stock war in der „Prä-Langstock-Ära“ nicht notwendig, denn der weiße Stock damals hatte die Länge eines gewöhnlichen Spazierstocks und war in erster Linie als Erkennungszeichen im Straßenverkehr geeignet. Das Sensibilisierungstraining für die Ohren fand ausschließlich auf dem damaligen Schul- und Internatsgelände am Schlagberg statt.

Als ich dann 1972 Abitur machte und in Marburg mit dem Studium beginnen wollte, musste ich die wichtigsten Wege von meinem Studentenzimmer zu den Hörsälen kennenlernen. Ich sprach dazu den Sportstudenten an, der damals recht häufig nachmittags in der Blista arbeitete. Jochen Fischer, so sein Name, erzählte mir, dass er von einem in Marburg lebenden Amerikaner gehört habe, dass es in den USA eine neue Stocktechnik gebe und fragte mich, ob ich diese Technik nicht erlernen und künftig einsetzen wollte. Sie sei der sicherste Weg zum Erkennen von Hindernissen und Stufen.

Ich war einverstanden. Es tauchte jedoch ein Problem auf: In Deutschland gab es keine so langen weißen Stöcke, die man für die neue Pendeltechnik hätte einsetzen können. Jochen Fischer zerlegte daher zwei weiße Stöcke der damals üblichen Länge, kürzte beim zweiten Stock das Gummiband und verknotete es mit dem Gummiband des ersten Stocks, so dass er zwei Glieder des zweiten Stocks an dem ersten Stock ansetzen konnte.

Das war natürlich bei weitem nicht so stabil wie die heutigen Langstöcke - genau genommen war es sogar eine recht wacklige Angelegenheit -, aber ausreichend, um die Pendeltechnik zumindest grundsätzlich einzuüben.

Und so trainierte ich zusammen mit Jochen Fischer und Dennis Cory, den späteren Gründern des Hamburger Instituts zur Rehabilitation und Integration Sehgeschädigter (IRIS), die notwendigen Wege durch die Stadt.

Vorsicht war geboten, denn allzu heftig durfte ich mit diesem recht dünnen und instabilen Stock den Hindernissen auf dem Weg nicht begegnen. Ich vermute, dass meine beiden Trainer auf ihren ersten Langstock mindestens genauso gut achteten wie auf mich, denn Reparaturarbeiten hätten wegen fehlender Ersatzteile viel Kreativität bzw. die Zerstörung weiterer kurzer Stöcke bedeutet.

Wann ich dann meinen ersten professionell gefertigten Langstock in Händen hielt, weiß ich nicht mehr. Dazu ist die Prä-Langstock-Ära zu lange her.

3.10. Blindenführhunde – 10 Tipps

Blindenführhunde sind eine ganz besondere Mobilitätshilfe, die uns immer wieder im Straßenverkehr begegnet, ganz besonders hier in Marburg. Wenn Blindenführhunde im Dienst sind, so tragen sie als Erkennungszeichen weißes Führgeschirr. Im Freilauf erkennt man sie an einer sogenannten Kenndecke mit Führhundabzeichen. Haben sie Freizeit, dürfen sie mit freundlichen Artgenossen spielen und ihre freie Zeit genießen. Der blinde Mensch allein ist für seinen Führhund verantwortlich. Er kümmert sich um die Pflege, Gesundheit, die Fütterung und alles, was mit der Versorgung des Tieres zu tun hat.

Blindenführhunde sind in Deutschland die einzigen Hunde „auf Rezept“ und stehen im Hilfsmittelkatalog der gesetzlichen Krankenkassen, genauso wie der Blindenlangstock oder Gehhilfen. Sie erleichtern ihrem Menschen den Alltag und die Mobilität im Straßenverkehr. Sie zeigen Bordsteinkanten, Ampeln, Zebrastreifen, Hauseingänge, Bushaltestellen, Treppen oder Briefkästen an und verweigern das Weitergehen bei Abgründen wie Baustellen und an Bahnsteigkanten.

Durch Wiederholungen können sie kurze Wege als Nahziele lernen und so direkt auf einen Befehl - ein sogenanntes Hörzeichen - ihren Menschen direkt zum Bäcker, Metzger oder Arzt führen. Da der Blindenführhund seinen Menschen überall hin begleitet, hat er Zutritt zu Lebensmittelgeschäften, öffentlichen Gebäuden, Krankenhäusern und

Arztpraxen oder Kirchen. So erweitert er die Mobilität seines Menschen und vergrößert dessen Teilhabe am öffentlichen Leben. Er ist eine unverzichtbare Hilfe im Alltag.

In Deutschland sind derzeit ca. 2.500 bis 3.000 Blindenführhunde im Einsatz. Sie werden ca. 6 bis 9 Monate in einer Blindenführhundschole ausgebildet und sorgfältig auf ihre Aufgabe im Straßenverkehr und anderen Alltagssituationen trainiert. Meist wachsen sie in einer sogenannten Patenfamilie, die sich genau auf die Bedürfnisse eines heranwachsenden Blindenführhundes einstellt, oder bei der Blindenführhundschole auf. Die Ausbildung darf frühestens im Alter von einem Jahr beginnen. Der fertig ausgebildete Blindenführhund ist 1,5 bis 2 Jahre alt, wenn er zu einem blinden Menschen zieht und dort seinen Dienst beginnt.

10 Tipps, wie Sie einem Blindenführhund die Arbeit erleichtern können:

1. Bitte lenken Sie uns nicht ab, indem Sie uns streicheln, locken oder ansprechen. Das stört unsere Konzentration bei der Führarbeit! Am besten ist es, Sie beachten uns nicht, solange wir im Dienst sind!
2. Bitte helfen Sie unserem Menschen nur durch Zuruf. Anfassen oder Führen verunsichert uns.
3. Wir ersetzen das Augenlicht unserer Menschen. Daher benötigen wir Zugang zu Orten, an denen Hunde normalerweise nicht erlaubt sind!
4. Wir Hunde können die Farben einer Ampel nicht deuten. Deshalb sagen Sie unserem Menschen bitte, wenn es grün wird.
5. Weil wir nicht lesen können, sagen sie unserem Menschen, welche Buslinie gerade hält.
6. Geben sie den Weg frei, damit wir leichter ans Ziel gelangen.
7. Bitte halten Sie Ihre Hunde an der Leine. Wir dürfen im Dienst nicht spielen. Ablenkung gefährdet unseren Menschen!
8. Erschrecken Sie uns nicht durch Feuerwerkskörper o.ä.!

9. An die Radfahrer: Bitte nehmen Sie Rücksicht, da wir Sie nicht als Gefährdung erkennen können.

10. Achten sie auf das weiße Führgeschirr! Wenn wir dies tragen, sind wir im Dienst.

3.11. Orientierung und Mobilität elektronisch

Elektronische Hilfsmittel sind eine wichtige Ergänzung des Langstocks. Sie kontrollieren und schützen vor Kollisionen im Oberkörper- und Kopfbereich, der mit dem Langstock nicht überprüft werden kann. Mögliche Gefahrenquellen sind z.B. herabhängende Äste, Laderampen von LKW's, an Pfosten, Fassaden und Markisen befestigte Schilder oder offene Treppenkonstruktionen. Darüber hinaus dienen sie der Orientierung im unmittelbaren Nahbereich.

Elektronische Hilfsmittel für die Orientierung und Mobilität sind seit den späten 1970er Jahren im Einsatz. Die Konstruktionsweisen sind vielfältig: Als Hand- oder Umhänge-Gerät, in Brillenform, am Langstock befestigt oder integriert sowie als Stirnband. Die Geräte nutzen unsicht- und unhörbare Technologien (meist Ultraschall- oder Lasertechnik), um den Oberkörper- und Kopfbereich zu kontrollieren. Trifft das ausgesendete Signal in einem definierten Raum auf ein Hindernis, wird es reflektiert und das Hilfsmittel gibt seinem Nutzer eine taktile oder akustische Information. Verschiedene Frequenzen oder Intensitäten können zudem Auskunft über die Entfernung zu dem georteten Hindernis geben. Scannende Bewegungen mit dem Hilfsmittel helfen dabei eine gefahrenfreie Gehrichtung einzuschlagen.

3.12. Moderne Navigation (GPS)

Um entfernte Ziele pünktlich, sicher und zuverlässig zu erreichen, sind grundlegende Orientierungsfähigkeiten unverzichtbar. Neben inneren Landkarten und tastbaren Mobilitätsplänen profitieren blinde Menschen in den vergangenen Jahren zunehmend von satellitengestützten Positionierungs- und Navigationssystemen. Während die ersten Prototypen, 1996 fertig gestellt, noch 7 Kilogramm wogen und in einem Rucksack transportiert werden mussten, sind heutige Hilfsmittel wie der Trekker

Breeze klein und handlich. Auch handelsübliche Smartphones bieten, vor allem seitdem sie das Sprechen gelernt haben, zunehmend leistungsfähige Orientierungs-Apps, wie zum Beispiel „Blindsquare“, „Ariadne GPS“, „Myway“ oder „Via Opta Nav“.

Die Fortschritte sind enorm, der Navigations-Wunschzettel von Blinden und Sehbehinderten aber noch lange nicht vollständig abgearbeitet.

Detailinformationen über Verkehrsinseln, Kreuzungsformen und Ampelphasen sind auch in den modernsten Anwendungen noch nicht enthalten. Zudem ist innerhalb von Gebäuden die Satelliten-Navigation nicht verfügbar. Und auch öffentliche Verkehrsmittel sind noch nicht integriert. Wer blind mit Bus oder Bahn reist, möchte aber gerne einerseits Zugriff auf Fahrpläne haben und andererseits die Fahrzeuge oder Linien zuverlässig erkennen können. Immerhin: Erste Ansätze für elektronische „Tür zu Tür“- Navi-Lösungen wurden in Projekten des Kreises Soest (Guide4Blind), der Stadt Braunschweig (INMOBS) sowie in Berlin (M4GUIDE) bereits entwickelt. In ganz Deutschland – geschweige denn weltweit – ist aber noch keines der Systeme einsetzbar. Wir dürfen also gespannt sein, was die Zukunft bringt und ob uns eines Tages der elektronische Führhund zielsicher zu unserem selbstfahrenden Auto bringt und mit seiner synthetischen Sprachausgabe ermuntert: „Auf nach Italien!“

Wir danken für das Verfassen bzw. die Bereitstellung von Texten und Exponaten:

Werner Bellstedt (Täschnermeister, Lederwarenfabrikation und Hundesport)

Dennis Cory

Dr. Rüdiger Leidner

Landesreferat für Führhundangelegenheiten im Blinden- und Sehbehindertenbund Hessen e.V.

Vera Peitzmeier

RTB GmbH & Co. KG

4. Impressum

Magistrat der Universitätsstadt Marburg

Stadträtin und Kulturdezernentin Dr. Kerstin Weinbach

Projektleitung: Kariona Kupka, Dr. Richard Laufner; Mitarbeit: Janine Clemens

Deutsche Blindenstudienanstalt e.V. (blista)

Direktor Claus Duncker

Projektleitung: Dr. Imke Troltenier; Entwicklung und Umsetzung: Tatjana Baal, Thorsten Büchner, Horst Lehnert, Jürgen Mai, Jürgen Nagel

In Kooperation mit dem Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Philipps-Universität Marburg und dem Hessischen Museumsverband

Die Ausstellung wird gefördert durch die Aktion Mensch, die Stiftung Deutsche Blindenstudienanstalt und die Dr. Georg Blindenstiftung.

Planung und Realisation: ConCultura GmbH Bonn

Die Ausstellung im Marburger Landgrafenschloss wird als gemeinsames Projekt der blista und der Stadt zum Internationalen Museumstag in Hessen am 22. Mai 2016 eröffnet.

Nach Ausstellungsschluss wird blick:punkte zum Jahresende 2016 auf den blista-Campus umziehen. Angeschlossen ist ein spezieller Pfad durch die Universitätsstadt.

